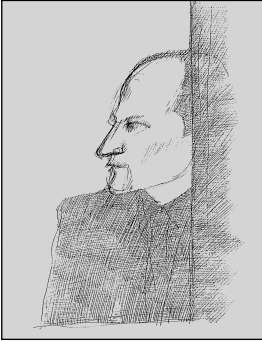


Sebastian Conrad

## Das Kirschblütenjahr



Geboren 1966 in Heidelberg. Studium der Geschichtswissenschaft, Japanologie und Volkswirtschaft in Bonn, Osaka und Berlin. 1994–99 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte, FU Berlin; 1995/96 einjähriger Forschungsaufenthalt am Sozialwissenschaftlichen Institut der Universität Tokyo. 1999 Promotion (FU Berlin). Seit 1999 Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin. Mitglied der Jungen Akademie. Veröffentlichungen u.a.: *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960* (Göttingen 1999). – Adresse: Freie Universität Berlin, Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas (ZVGE), Koserstraße 20, 14195 Berlin; E-Mail: sconrad@zedat.fu-berlin.de.

Die Suche nach den Ursprüngen müßte vermutlich am Kolleg beginnen. Als ich Ende 1987 meine Eltern, die damals gerade ein Jahr in der Villa Walther verbrachten, in Berlin besuchte, wurde mir aufgetragen, mich doch einmal bei Reinhart Koselleck zu melden. Koselleck, beinahe ein Dauerfellow jener Tage, sollte den angehenden Geschichtsstudenten in der Schwerpunktsetzung und Fokussierung seines Studiums beraten. Auch wenn ich vermutlich eher Bestätigung als Anregung suchte, motivierte mich Koselleck doch nachhaltig, mich nicht nur der deutschen, sondern zugleich der japanischen Geschichte zu widmen. Gestärkt durch die Worte des immer schon die Vergangenheit alles Zukünftigen mitberücksichtigenden Altmeisters machte ich mich auf einen Weg, der mich dann 12 Jahre später wieder an den Ursprungsort zurückbringen sollte. Als für die *millennium class* eine Nachwuchs-Equipe zusammengestellt wurde (sozusagen eine U40, in der Sprache des Sportreporters), die sogenannte AGORA-Gruppe, war eine gewisse Expertise im Exotischem eine der Einstellungsvoraussetzungen.

Der inoffizielle Status eines AGORA-Fellows hatte eine Reihe von Nebeneffekten. Nach über einem Jahr gemeinsamer Arbeit kamen wir bereits als Kleingruppe im Kolleg an, und die unterschiedlichsten Formen interner Bindungen waren bereits etabliert. Dazu kam der Erwerb gemein-

samen Wissens in den wöchentlichen Sub-Kolloquien, aufmerksam beobachtet von den Delegierten Wagener, Spittler und Sadowski. Daneben gab es konspirativ durchgeführte Diskussionsrunden zu Postkolonialität und Gouvernementalität, oder auch eine deutsch-mosambikanische Kooperation auf diversen Berliner Fußballplätzen. Dennoch war AGORA kein Staat im Staat. Die Gesetze des Wissenschaftskollegs galten auch hier; vor den Bestellzetteln der Bibliothek war jeder Fellow gleich.

Ein weiteres Ergebnis der AGORA-Mitgliedschaft ist eine kleine Hinauszögerung des sicheren Endes. Das meiste ist nach der Entlassung im Juli 2000 natürlich erst einmal unwiederbringlich dahin: die herrliche Arbeitsatmosphäre im Neubau; der unermüdliche Nachschub aus der freundlich-kompetenten Bibliothek; die regelmäßigen und opulenten Mittagessen, die meinen beamtischen Arbeitsgewohnheiten durchaus entgegenkamen; die gemeinsamen Donnerstagabende in trauter oder vertrauter Runde; das regelmäßig klingelnde Telefon inmitten der Dienstagskolloquien; Austernproben mit Eberhard Jünger und Stephan Voigt; die Gegenwartsanalysen der versammelten Politikwissenschaftler, und vieles mehr. Angesichts solch mannigfaltiger Verluste ist es ein Trost, daß wenigstens die AGORA-Aktivitäten noch weitergehen werden, zumindest bis ins Jahr 2001.

Anders als die Mehrzahl der Mitfellows, die aus einem belebten Universitätsalltag in die ruhige Zurückgezogenheit des Wissenschaftskollegs flüchteten, standen mir die Freuden und Belastungen des Seminar- und Lehrbetriebs erst bevor. Dieses Grunewalder Jahr der Ruhe vor dem Sturm war aber, wenn man so will, *auch* ein idealer Moment, um ans Kolleg zu kommen (wie vermutlich einige andere Momente auch). Der Aufenthalt gab mir Gelegenheit, mich in ein neues Thema einzuarbeiten und hierfür Konzepte und Fragestellungen zu entwickeln, die hoffentlich noch ein paar Jahre tragen. Im Mittelpunkt standen dabei Debatten und Auseinandersetzungen über die Mobilität von Arbeit(ern) in Deutschland und Japan um 1900. In beiden Ländern überquerten in diesen Jahren ausländische Arbeitnehmer in bislang ungekanntem Ausmaß die nationalen Grenzen und sorgten für Kontroversen, die in unheimlicher Weise an die Diskussionen über „Kinder statt Inder“ eine Jahrhundertwende später erinnerten. Die Präsenz ausländischer Arbeiter war nicht nur Anlaß, über die Besonderheit und Gefährdung der „nationalen Arbeit“ nachzusinnen; darüber hinaus standen auch Fragen der Staatsbürgerschaft und der nationalen Identität, des kulturellen Selbstverständnisses oder auch der Unterschiede der Geschlechter zur Debatte.

Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war jedoch nicht nur eine Phase der Arbeitsmigration nach Deutschland und Japan (in Japan wurde Ausländern erst nach 1899 gestattet, auch außerhalb der wenigen Vertragshäfen

zu leben und zu arbeiten); zur selben Zeit entwickelte sich in beiden Ländern auch eine umfangreiche überseeische Migration. Diese zielte einerseits auf die Vereinigten Staaten, das wichtigste Ziel deutscher und japanischer Auswanderung vor 1914. Andererseits begann auch die Emigration in die jeweiligen Kolonien, nicht zuletzt mit dem Ziel, auch im Hinblick auf Arbeit und Arbeitseinstellung den kolonisierten Völkern die „Segnungen der Zivilisation“ teilhaftig werden zu lassen. „Wie erzieht man am besten den Neger zur Arbeit?“ lautete bezeichnenderweise eine Preisfrage im Wilhelminischen Deutschland, die zu einer Fülle von Publikationen führte.

Das Interesse an geographischer Mobilität und Bewegung entspricht dem Versuch, die enge nationalstaatliche Perspektive in Frage zu stellen, die die Geschichtswissenschaften nach wie vor dominiert – in Deutschland möglicherweise noch stärker als andernorts. Insbesondere in der modernen Geschichte fungieren die nationalen Grenzzäune immer noch als Markierungen, die die Reichweite von Untersuchungen und Fragestellungen limitieren. Die Beschäftigung mit Zirkulation und Austauschprozessen verspricht, diese Beschränkungen zu überwinden und den vielfältigen Beziehungen und Verflechtungen der modernen Welt stärker Rechnung zu tragen. Auch für diese Überlegungen war das Wissenschaftskolleg der geeignete Ausgangspunkt.

Das nicht vollständig an den gregorianischen Kalender angelehnte Wiko-Jahr ging viel zu schnell vorüber – das dürfte ein repräsentativer Eindruck sein. Im Herbst 1999 begrüßte mich die Frau des Rektors noch als neuen „Baby-Fellow“. Am Kolleg fiel mitunter der Begriff des „Junior-Fellows“, wenn von den Jüngeren unter uns die Rede war. Nur ein knappes Jahr später sehe ich mich nun schon als „Alt-Fellow“ zum Berliner Abend geladen. In der japanischen Literatur ist bisweilen die Rede davon, daß ein Leben nicht länger dauert als eine Kirschblüte braucht, um zu Boden zu fallen. Am Wissenschaftskolleg erhält man einen Eindruck davon.